

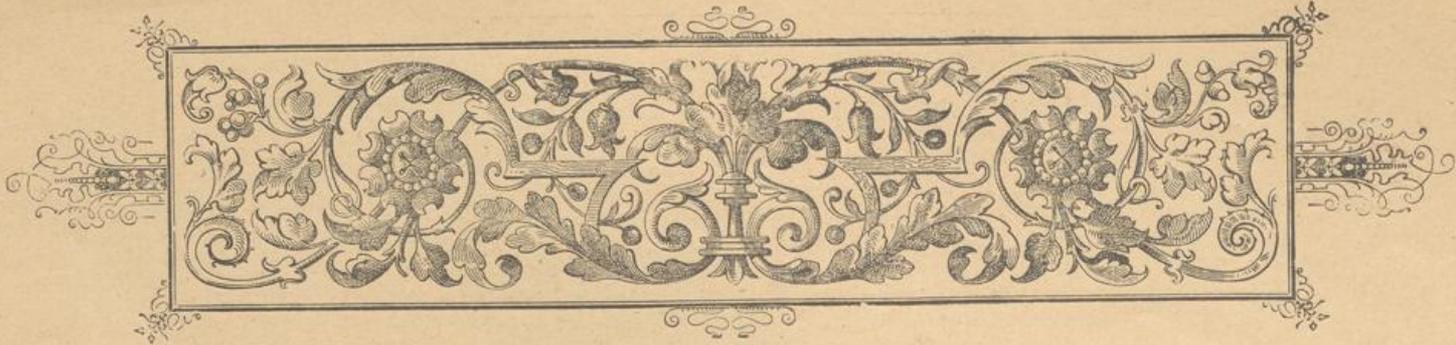


Preis 20 Heller.



Originalzeichnung von H. Meißner.

MAIFEIER 1902



Maigedanken.

Von D. W. Payer.

Wie herrlich tritt ins All der junge Mai!
So tritt ein junger König in sein Reich —
Es drückt der Arme sich, verschüchtert, bleich,
In russigem Gewand, an ihm vorbei.

„Groß, ewig ist das All — und was bin ich,
Der Mensch, der einer Wer beachtet mich!
Unzählbar, endlos wogt die Menschenhaare,
Millionen unter jedem Himmelsstrich —
Was bin darunter ich, der Proletar?
Ich sehe Rassen, Stämme, Klassen, Stände —
Wer zählt der Erde Große nur zu Ende!
Und was bin ich, der arme Proletar!“

Und doch — Es grüßt mich heut der erste Mai!
So herrlich, wie die Mächtigen und Großen,
Und ruft: „Sei stolz wie And're, froh und frei!
Denn Keiner, Keines ist von mir verstoßen!“

Hoch steht die Sonne und so himmelweit,
Sieht höher als des Königs Herrlichkeit —
Und doch geht ich ihr gleich, der Proletar!
Schön ist der Venz, und keine Königsbraut
Ist schöner, ist wie er so hehr und traut,
So bunt und farbenholz ist nicht ihr Kleid,
So rein und glühend nimmer ihr Geschmeid'
Wie das Gewand der jungen Maiehmaid:

Und dennoch küßt sie meinen Struppebart,
Doch freichelt sie die Wangen mir so zart
Und blickt ins Aug' mir warm und klar:
Ihr geht' ich gleich, der arme Proletar!

Was bin ich! Nichts! Ein Mann, ein armer Mann,
Ein Balm im Aehrenfeld, ein Ast im Tann!
Versteht' wohl, daß Ihr spöttisch auf mich blickt:
Ein Balm im Feld, ein Ast ist leicht geknickt.

Und doch, ich bin nicht Einer auf der Welt!
Ich — nein, nicht ich — wir sind ein Aehrenfeld,
Das hunderttausend Knechte nicht mehr jäten,
Das hunderttausend Rosse nicht zertreten!
Wir sind ein Forst auf unermeß'nem Boden,
Den hunderttausend Aerte nicht mehr roden!
Ich bin ein Nichts, ein Körnchen Sand, ein Wurm.
Wir aber, wir sind fester Felsenurm.
Wir sind die Meeresfluth, der Wüstensturm!

Urewig ist das All — wir sind es auch!
Die Einzelnen, die kommen und vergehn,
Ihr Thun ist nur ein Tag, ihr Ruhm ist Rauch.
Das Volk besteht, sein Thun ist Weltgeschick'n,
Sein Athem ist der Sturm der Weltgeschichte,
Sein Herzschlag ist das tiefe Weltempfinden!
Und was der Eine denke und verrichte,
Ist Wellensaum im Meer und folgt den Winden!

Wie herrlich tritt ins All der junge Mai!
So tritt ein junger König in sein Reich —
Wir grüßen ihn, wir drücken uns nicht Scheu:
Wir grüßen ihn, wir sind ihm gleich!

Mehr sind wir als ein weites Aehrenfeld.
Ein Mann ist Balm — doch jeder Balm ist Mann!
Kein blinder Zufall hat uns blind geleit,
Der Massen sammeln und zerstreuen kann.
Wir sind die Masse, weil ein Jeder sich
Zur Masse stellt! Die Masse, das bin ich,
Was Alle wollen, ist mein eignes Streben,
Was Alle thun und leiden, ist mein Leben!

Seht mir ins Auge: Erd' und Himmel,
Was sich da regt und ruht im Weltgewimmel,
Euch selbst sehe in meinem Augenstern,
Das All der Dinge hier im engen Kern.

Wir sind das All der Menschen. Jeder hegt,
So wie das Aug' das Bild des Weltalls trägt,
Das Menschheitsganze tief im eig'nen Sinne,
Und wird all' seiner Lust und Leiden inne:
Es schlägt sein Herz das tiefste Weltempfinden,
Es denkt sein Geist die tiefsten Weltgedanken:
Das Ich umschließt ihn nicht mit engen Schranken,
Er kann sein Ich nur in der Allheit finden:
Er schöpft aus sich die Kraft, die Alle bindet,
Er ist's, der Theil, der selbst sein Ganzes gründet.

Urewig ist das All — und was bin ich!
Unzählbar ist die Menschheit — was bin ich!
Ich bin das All, denn es durchfluthet mich!
Ich bin die Masse, denn sie ist durch mich!
Ich bin ein Sandkorn, denn ich mich allein —
Doch, weiß ich mich den Massen einzuweih'n,
Bin ich der Herr der Welt, die Welt ist mein!

Wie herrlich tritt ins All der junge Mai!
So herrlich ist das Volk, so stolz, so frei.
So schön und groß und herrlich ist das Reich
Des Volkes — nichts auf Erden ist ihm gleich!

Drum grüß' auch ich Dich heute, erster Mai,
Mit Stolz und Freude als den Tag der Massen!
Heut' bin ich Einer nicht und nicht verlassen,
Und schick' ins Oede nicht den Hilfschrei.
Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang
Besetzt uns Alle, Alle gleicher Drang,
Und Ein's sind Alle, Alle mit mir heut'
Im All der Menschheit und der Menschlichkeit,
Und herrlich sind wir trotz der Noth und Blöße:
Wir nehmen Theil an der Gesamtheit Größe.
Begrüßt seist Du uns, Mai, mit gleichem Prangen
Wie einen König Könige empfangen!

Karl Kautsky.

Feste des Genießens und Feste des Kampfes.

Unsere Geschichtsauffassung macht bekanntlich seit Marx und Engels den Unterschied zwischen natürlichen Religionen, deren Gottheiten Personifizierungen der Naturkräfte sind, und sozialen Religionen, welche die gesellschaftlichen Mächte zu Gottheiten erheben.

Eine gleiche Unterscheidung könnte man für die Feste machen, und sie führt zu merkwürdigen Ergebnissen. Die Naturfeste knüpfen an Vorgänge der Natur an, die sie feierten. Diese Feste entstanden in den Zeiten des primitiven Kommunismus, in denen die Klassegegensätze noch gar nicht oder doch nur geringfügig merkbar waren und den Menschen kaum beschäftigten, in denen dieser aber noch ohnmächtig der Natur gegenüberstand, abhängig von ihren Launen, gegen die er sich nur schwer schützen, die er gar nicht zu begreifen vermochte Bauern und Seelente stehen heute noch der Denkweise sehr nahe, der die Naturreligionen und die Naturfeste entstammten.

Die sozialen Religionen und die sozialen und politischen Feste entstehen in den Städten, deren Bewohner die Abhängigkeit von der Natur weit weniger empfinden. Das Christenthum ist die wichtigste dieser Religionen geworden.

Es ist bezeichnend, daß für seine Befenner in den ersten Jahrhunderten der neuen Religion der Begriff des Landmanns und der des Heiden, d. h. des Befenners der urwüchsigen Naturreligion, gleichbedeutend wurde. Wie jene nannte man nun auch diese pagani.

Aber ein Theil der Naturfeste hatte so tiefe Wurzeln im Volksgeiste geschlagen, daß es den sozialen Religionen unmöglich war, sie auszurotten; sie mußten sie übernehmen und sich damit begnügen, ihnen an Stelle des natürlichen einen neuen, mystischen Sinn unterzuschreiben.

Welcher Art waren aber jene Naturfeste, die unauflöslich mit der Volksseele verbunden waren?

Man kann die Naturfeste des Volkes in zwei große Klassen zusammenfassen: Einerseits die Feste der aufsteigenden Sonne und andererseits die Feste der glücklich eingebrachten Ernte. Man sollte annehmen, daß die letzteren den primitiven Menschen am meisten beschäftigten. Von der Ernte hing die Existenz für das ganze kommende Jahr ab, die Ernte ermöglichte sicheren Genuß und frohes Behagen. Dagegen fielen die Feste der aufsteigenden Sonne von der Winterformwende bis zum Maientag in die Zeit des Schwindens der Vorräthe, in Zeiten der Entbehrungen, der Noth, zum großen Theil in Zeiten von Frost und Schnee, langen Nächten und düstern Nebeln.

Aber die Erntefeste, die Feste des materiellen Genusses, gingen am Menschen spurlos vorüber, sie beschäftigten ihn nicht länger, als sie mußten, sie sind rein ländliche Feste geblieben und haben in der christlichen Religion keinen Platz gefunden.

Ganz anders die Feste der aufsteigenden Sonne, die Feste des beginnenden und siegreich fortschreitenden Kampfes von Licht und Wärme gegen die Mächte der Finsterniß und der Erstarrung. Diese Feste erfaßten den ganzen Menschen, sie erhoben ihn und regten seine Phantasie aufs höchste an. Sie aus der Seele der Menschen auszutilgen war unmöglich, die neue Religion mußte sich mit ihnen abfinden, aus den Festen des trotz aller Widersacher über Finsterniß und Kälte schließlich doch triumphirenden Lichtes, Feste des schließlich doch über die Mächte der Hölle triumphirenden Heilands gestalten.

Eine ähnliche Unterscheidung, wie zwischen diesen beiden Arten Naturfesten, kann man zwischen den Festen der heutigen Gesellschaft machen. Aber es sind nicht mehr Unterschiede in der Natur sondern in der Gesellschaft, denen der Unterschied im Charakter der Feste entspricht.

Die Feste der Bourgeoisie tragen den Charakter der ehemaligen Erntefeste. Sie hat heute nur noch zu ernten, und zwar zu ernten, was sie nicht gesäet, ihre

Feste sind nur Feste des materiellen Genießens und als solche ohne tiefere Einwirkung auf den Menschen. Sie hinterlassen keine Spuren, als höchstens hier und da einen Magenjammer.

Die Feste des Proletariats sind dagegen vergleichbar den Festen der aufsteigenden Sonne. Sie sind gleich diesen Feste des Kampfes der Sonne, des Licht und Wärme spendenden Sozialismus gegen die Mächte der Finsternis und der Erstarrung, werden gleich diesen gefeiert inmitten von Noth und Entbehrung, wirken gleich diesen erhebend und auffeuernd; sie fassen gleich diesen so tiefe Wurzeln im Volke, daß die Machtmittel der herrschenden Klassen nicht im Stande sind, sie auszurotten.

Und die Parallele geht noch weiter.

Die Erntefeste sind als Feste des materiellen Genusses von den materiellen Bedingungen der Erde abhängig, die für die verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind. Sie sind daher lokaler Natur, erhalten nie einen allgemeinen Charakter. Dasselbe gilt von den Festen der Bourgeoisie.

Andererseits sind die Feste der aufsteigenden Sonne vorwiegend Feste geistiger Art und daher nicht an lokale materielle Bedingungen geknüpft, und die Bewegungen der Sonne, die sie feiern, sind für die Bewohner der gleichen Zone die gleichen. Daher erhalten diese Feste einen internationalen Charakter. Daß das auch von den proletarischen Festen zutrifft, bedarf nicht erst des Hinweises.

Und auch in Bezug auf den Zeitpunkt gibt es einen Parallelismus zwischen den proletarischen Festen und den Naturfesten der aufsteigenden Sonne. Allerdings keinen zwischen den Festen der Ernte und denen der Bourgeoisie. Sind die Erntefeste an bestimmte Zeiten geknüpft, so erntet die Bourgeoisie ununterbrochen, tagaus tagein fallen ihr die reifen Äpfel in den Schoß, welche die Proletarier für sie pflücken. Täglich dreht sich für sie am Herde der Spieß, sie feiert Feste, wann sie will.

Dagegen fallen die Daten der großen proletarischen Feste alle in das Halbjahr der aufsteigenden Sonne. Das ist kein Zufall. Mag das Bewußtsein der Menschen noch so sehr den Zusammenhang mit der Natur verloren haben, er besteht doch fort. Das Halbjahr der aufsteigenden Sonne, namentlich aber die Zeit von März zum Mai, ist die Zeit, in der das Wollen und das Wünschen der Menschen am kräftigsten und kühnsten sich äußert, es ist die Zeit, in der der Mensch sich am ehesten als Revolutionär fühlt und zum Revolutionär wird. Kein Wunder, wenn unsere größten revolutionären Gedenktage in die Zeit von Februar bis zum Juni fallen. Es entsprach einem sehr feinen Instinkt, daß der erste Mai als Tag der Feier unser kommenden Kämpfe bestimmt wurde.

Und noch eine weitere Parallele könnte man vielleicht zwischen unseren großen proletarischen Festen und den beiden Hauptfesten der aufsteigenden Sonne ziehen. Diese beiden sind die Winter Sonnenwende, das Weihnachtsfest, und die Feier des siegreichen Frühlings, das Osterfest. So haben auch wir zwei große proletarische Feste, auf der einen Seite das der Märzrevolution von 1848 und der Erhebung der Pariser Kommune, also das Fest des ersten und des zweiten siegreichen Völkfrühlings, den das Proletariat durch seine Thatkraft herbeigeführt; auf der anderen Seite das Maifest, das gleich dem Weihnachtsfest den kommenden Sieg des uns geborenen Lichtes feiert.

Im Märzfest feiern wir die siegreiche Vergangenheit des Proletariats, am ersten Mai holen wir uns Kraft und Muth für alle die kommenden Kämpfe, für Alles, was die Zukunft bringen mag. Kraft und Muth, um in Niederlagen ungebrochen auszuharren, Kraft und Muth, um eine noch viel schlimmere Prüfung zu überwinden, die Verjüngung des Kampfes, seine Auflösung in kleinliche Mißere ohne erhebende große Entscheidungen; wir holen uns aber auch Kraft und Muth, um jene großen Siege zu ersehnen, auf die das Proletariat mit derselben Sicherheit rechnen kann, wie wir in der Weihnachtszeit auf Otern und Pfingsten rechnen können. Denn so wie die Sonne stets höher steigt bis zur Sommer Sonnenwende, wie sie täglich mehr Licht und Wärme über uns ergießt, so wächst das Proletariat unaufhörlich an Kraft und Einsicht. Mag auch die Wuth und die Tücke unserer Feinde in gleichem Maße wachsen, umso glänzender der schließliche Sieg!

Großes hat das Proletariat schon geleistet. Noch Größeres steht ihm bevor.

Und dieses Größere feiern wir am ersten Mai.

R. Hilferding.

Die Verkürzung der Arbeitszeit.

Als im Jahre 1890 der erste internationale Sozialistenkongress zu Paris das rühmliche Erbe der alten, von Karl Marx begründeten Internationale antrat, da übernahm er zugleich als wichtiges Vermächtniß den Kampf für die Verkürzung der Arbeitszeit. Denn gleichzeitig mit den Arbeitern Amerikas, in deren Namen der allgemeine Kongress in Baltimore (16. August 1866) den Achtstundentag als wichtigste Vorbedingung für die Befreiung aus der kapitalistischen Sklaverei erklärt hatte, hatte auch der „Internationale Arbeiterkongress“ zu Genf, auf Vorschlag des Londoner Generalrathes beschlossen: „Wir erklären die Beschränkung des Arbeitstages für eine vorläufige Bedingung, ohne welche alle anderen Bestrebungen nach Emanzipation scheitern müssen. Wir schlagen acht Arbeitsstunden als legale Schranke des Arbeitstages vor.“ Die Forderung des Achtstundentages war dem Kenner der Wirtschaftsgeschichte nichts Unerhörtes. War doch der Achtstundentag — und weniger — die normale Arbeitszeit, über die hinauszugehen selbst dem ländlichen, geschweige denn dem städtischen Arbeiter jener „finsternen“ Zeit unsinnig erschienen wäre. Schien doch die Formel: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Schlaf eine so natürliche Tageseintheilung, daß Kant, der große deutsche Denker, nicht anstand, sie als Forderung der Vernunft zu proklamieren. Aber unerhört erscheinen mußte die Forderung allerdings der Bourgeoisie, die auf der wilden Jagd nach Profit alle physischen und moralischen Schranken des Arbeitstages in wilder Beutegier über den Haufen gerannt hatte, die Männer und Weiber, Greise und Kinder an die nimmer rastenden Räder ihrer Maschinen gefesselt halten wollte — je länger, desto lieber. Ihr dünkte die Forderung der Verkürzung der Arbeitszeit ein frevelhaftes Attentat, ein Sakrileg, das sie in ihrem Heiligsten — dem Recht auf Ausbeutung — schändlich verletzte. Aber Schritt für Schritt muß die Bourgeoisie zurückweichen vor dem nimmer ermüdenden, rastlos vorschreitenden Vormarsch des seiner großen geschichtlichen Aufgabe klar bewußten Proletariats. Mit Spott und Hohn wurden die Vertreter der Arbeiterschaft überschüttet, als gewissenlose Verführer oder verrückte Utopisten verläßt, daß sie eine so unmögliche Forderung, wie den Achtstundentag, aufzustellen wagten. Aber den Spott und Hohn haben die immer an Macht und Bedeutung zunehmenden Demonstrationen des 1. Mai der Bourgeoisie gründlich verleidet, und was sie als kommunistische Utopie ausgegeben hat, wird in immer rascherem Siegeslaufe lebendige, frohe Wirklichkeit. Denn die Idee des Achtstundentages hat heute Kopf und Herz der Massen in Besitz genommen, und das stetige Wachsen der Macht ihrer Organisationen gibt dieser Idee Unwiderstehlichkeit. Im Dienste dieser Idee steht überall die gewerkschaftliche und politische Bewegung des internationalen Proletariats, und die Entwicklung der letzten Jahre bietet zahlreiche Belege für ihre steigenden Erfolge.

Der Achtstundentag beherrscht heute bereits die Arbeitsverhältnisse eines großen Welttheiles. In Australien ist er die allgemeine Praxis. Dort ist die Kinderarbeit bis zum 13. resp. 14. Jahre vollständig verboten, ebenso die Nachtarbeit der Frauen und jugendlichen Personen. Für diese beiden Kategorien besteht die gesetzliche 48-Stunden-Woche mit Arbeitsruhe von Samstag Mittag bis Montag Früh. Schon diese Beschränkung der Arbeitszeit der Frauen und jugendlichen Arbeiter hat naturgemäß die Tendenz, auch die der erwachsenen Männer auf das gleiche Maß zu reduzieren. Ihre starke, gewerkschaftliche, von der australischen Regierung mit allen Mitteln geförderte Organisation hat es ihnen erlaubt, den Achtstundentag in allen Gewerben durchzusetzen, und in Neuseeland für zwei Gewerbe, wo die chinesischen Kuli die gewerkschaftliche Organisation an ihrer Machtenhaltung hinderten, die gesetzliche Einführung zu erzwingen. All diese Errungenschaften werden durch eine Gewerbeinspektion geschützt, die einen größeren Umfang besitzt und eine intensivere Thätigkeit entfaltet, als die irgend eines andern Landes. Und damit auch durch Auflösung der Fabriken und Einführung der Heimarbeit die Erfolge nicht rückgängig gemacht werden, hat die Regierung in energischer und erfolgreicher Weise den Kampf gegen die Hausindustrie eröffnet. Dieser glänzende Sieg des Achtstundentages war aber nur ermöglicht durch zwei Umstände. Zunächst durch die ausgezeichnete gewerkschaftliche Organisation der australischen Arbeiter; zweitens aber dadurch, daß sie es verstanden haben, ihre politische Macht durch

kluge und energische Benützung des allgemeinen Wahlrechts in die Waagschale zu werfen. Die Vertreter der Arbeiterklasse sind von ausschlaggebendem Einfluß in den Parlamenten der australischen Staaten. Sie verhindern nicht nur die Regierungen, die staatlichen Machtmittel in den Dienst der Besitzenden zu stellen, sie zwingen sie auch in immer höherem Maße, diese Macht zu Gunsten Derer zu gebrauchen, die durch ihre Arbeit das ganze Staatsgefüge zusammenhalten. Nirgends so, wie in Australien, tritt es deutlicher zutage, daß das allgemeine Wahlrecht bedeutet: kürzere Arbeitszeit, höheren Lohn, steigende Bildung und stetig zunehmende Kultur. Ist auch Australien nicht ganz verschont von den Uebeln, die erst mit Beseitigung des Kapitalismus verschwinden können, fordert auch dort noch das Glend, die Arbeitslosigkeit und die Prostitution ihre zahlreichen Opfer, so ist doch nirgends die Lage der Arbeiter so günstig wie hier. Die kurze Arbeitszeit hat das geistige und moralische Niveau des Volkes außerordentlich gehoben. Die größten Volksbibliotheken der Welt befriedigen sein Lernbedürfnis; öffentliche Spielplätze, zahlreiche Turnanstalten gewähren ihm Gelegenheit zur Pflege seiner körperlichen Kräfte. Wie überall geht auch hier kurze Arbeitszeit Hand in Hand mit hohen Löhnen, während die Lebensmittel billiger sind, als irgendwo anders. Nirgends ist das Fleisch so billig und wird in solchen Mengen verzehrt, als dort; kostete doch 1899 das Pfund Rindfleisch etwa 21 Heller! Man hat mit einiger Uebertreibung Australien das Arbeiterparadies genannt. Aus eigener Kraft haben organisierte Arbeiter dieses Paradies geschaffen!

Und was unsere Brüder in Australien verhältnismäßig frühzeitig erreicht unter den günstigen Umständen, die eine neu besiedelte, der Kultur erst zu erschließende Kolonie darbietet, dies ist das seiner Verwirklichung immer näher rückende Ziel des Weltproletariats auch der anderen Länder. Im Mutterlande Australiens, in England, ist der Achtstundentag die Norm für die meisten vom Staate oder den Kommunen angestellten Arbeiter, und er macht auch in den privaten Industrien fortgesetzte Eroberungen. Im Jahre 1900 allein errangen nicht weniger als 27.643 Arbeiter die 48-Stunden-Woche. Vom Jahre 1893 bis 1900 wurden 53.761 Arbeiter privater und 47.019 staatlicher und gemeindlicher Betriebe, zusammen also 100.780 Personen, der achtstündigen Arbeitszeit theilhaftig. Aber auch die übrige Arbeiterschaft der großen englischen Industrien ist von dem Ideal des Achtstundentages nicht mehr weit entfernt. Sie sind meist in Besitz der 52-Stunden-Woche, und auch die englischen Textilarbeiter, die noch die 56 1/2 Stunden-Woche haben, sind neuerdings mit Erfolg bemüht, ihre Arbeitszeit zu verkürzen. Und wie stark und erfolgreich das Bestreben der englischen Arbeiterklasse nach mehr Ruhe und damit nach reicherer Lebensbethätigung und Lebensfreude ist, beweist die Thatfache, daß allein im Jahre 1900 die Arbeitszeit für 57.726 Arbeiter um durchschnittlich 4 1/2 Stunden pro Woche verkürzt wurde.

Und, wie in England, so sind auch in Amerika dem Achtstundentag alle öffentlichen Arbeiten unterworfen, und seine Uebertretung wird strenge bestraft. Bestimmt doch ein erst jüngst, 1901, in Columbia angenommenes Gesetz, daß Staatsbeamte oder Zwischenunternehmer, die bei öffentlichen Arbeiten die achtstündige Arbeitszeit überschreiten, mit Strafen bis zu 5000 Kronen oder Gefängnis bis zu sechs Monaten belegt werden können. Diesen Beispielen ist in neuester Zeit auch Frankreich gefolgt. Handelsminister Millerand hat nicht nur in zahlreichen Staatsbetrieben den Achtstundentag eingeführt; auf seine Anregung hin sind auch in privaten Industrien Versuche gemacht worden. So wurde am 1. September 1900 in der ganzen Spitzenindustrie des Departements Pas de Calais versuchsweise auf drei Monate der Achtstundentag eingeführt und die dortigen Industriellen sind von den günstigen Resultaten sehr befriedigt. In jüngster Zeit ist es auch den französischen Bergarbeitern gelungen, durch ihr energisches Auftreten und ihre Drohung mit dem Generallstreik ein Gesetz zu erzwingen, die Schichtdauer sofort auf neun Stunden, und nach einer vierjährigen Uebergangszeit auf acht Stunden festzusetzen. Von großer Wichtigkeit ist aber, daß das Gesetz vom 31. März 1900 die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit mächtig fördert. Von 1902 an gilt in Frankreich der 10 1/2 stündige, nach weiteren zwei Jahren der 10-Stundentag als gesetzlicher Arbeitstag. Ungefähr zwei Drittel der gesamten industriellen Arbeiterschaft genießen die Vortheile dieses Gesetzes, das Frankreich an die Spitze der sozialpolitischen Gesetzgebung gebracht hat. Damit

ist die gesicherte Basis geschaffen, von der aus der Kampf um weitere Verkürzung der Arbeitszeit erfolgreich geführt werden kann.

Auch in Deutschland und Oesterreich schreitet die Arbeiterklasse in ihrem Kampfe um Verkürzung der Arbeitszeit von Erfolg zu Erfolg. Der Sieg der Brüner Textilarbeiter war der Ausgangspunkt einer unwiderstehlichen Bewegung nach Erringung des Zehnstundentages. Die Errungenschaften der Organisationen haben bei uns längst die Gesetzgebung zurückgelassen und machen den Fortschritt einer weiteren gesetzlichen Verkürzung des Maximalarbeitstages von 11 Stunden immer dringender. Kann doch der Zentral-Gewerbeinspektor in seinem Bericht für das Jahr 1900 melden, daß bereits 53,3 Prozent der besuchten Betriebe eine kürzere als die elfstündige Arbeitszeit hatten gegen 42,0, 46,6 und 48,5 Prozent der drei vorausgehenden Jahre. In den graphischen Gewerben herrscht in ca. 80 Prozent der Betriebe der Neunstundentag, in der Maschinenindustrie arbeiten 85,1 Prozent, in den metallverarbeitenden Industrien 78 Prozent weniger als 11 Stunden, gegen 80,7 resp. 66,5 Prozent des Vorjahres. Eine auffällige Abnahme der Arbeitszeit zeigt sich auch in der Textilindustrie. „Die Entwicklung der Arbeitszeit in absteigendem Sinne beschränkte sich aber keineswegs auf die Großbetriebe; auch das Kleingewerbe konnte sich dieser allgemeinen Tendenz nicht entziehen.“ Und in gleichem Sinne wie der österreichische, berichten auch die deutschen Inspektoren von den stetigen Erfolgen der Arbeiter. Allerdings ist der Achtstundentag bei uns nicht so häufig zu finden, wie in England oder Amerika. Es ist vor Allem die Beschränkung des Wahlrechtes, welches unserer Regierung und den von kleinen Klippen beherrschten Gemeindeverwaltungen erlaubt, sich der modernen Anforderung der Einführung des Achtstundentages in den öffentlichen Betrieben zu entziehen. Aber einen großen Erfolg hat die österreichische Arbeiterbewegung in Betreff des Achtstundentages in letzter Zeit erzielt. Wir meinen die gesetzliche Verkürzung der Schichtzeit im Kohlenbergbau. Der heldenmüthige Kampf der Bergarbeiter, im Verein mit der ungestümen Energie der sozialdemokratischen Abgeordneten hat die alte Forderung der Bergarbeiter, die Achtstundenschicht, durchgesetzt. Denn da Ein- und Ausfahrt in die Schichtzeit eingerechnet wird, bedeutet das österreichische Gesetz, welches die Neunstundenschicht normirt, thatsächlich eine effektive Arbeitszeit von acht Stunden. Und die österreichischen Arbeiter können mit Stolz darauf hinweisen, daß ihr Sieg nicht nur für sie allein Früchte getragen hat. Nicht bloß die französische

Bergarbeiterbewegung hat der Erfolg der Oesterreicher unwiderstehlich gemacht, auch die deutschen Bergwerksbesitzer waren gezwungen, in vielen Fällen den Arbeitern den Achtstundentag zuzugestehen. So ist jeder Erfolg der Arbeiterschaft eines Landes zugleich ein Erfolg ihrer mit ihnen in internationaler Solidarität verbundenen Brüder.

Wir könnten die Beispiele noch vielfach mehr. Wie in den genannten Ländern, wird überall, wo der moderne Kapitalismus eine moderne Arbeiterschaft erzeugt hat, mit steigendem Erfolg um die Verkürzung der Arbeitszeit gekämpft. Auch das jüngste Land, das der Kapitalismus sich unterworfen hat, auch Japan, sieht seine junge, intelligente Arbeiterschaft in die Schlachtreihe des internationalen Proletariats sich einreihen.

Selbst die Gegner können sich dem Eindruck der günstigen Erfolge der Verkürzung der Arbeitszeit nicht mehr entziehen. Immer seltener werden jene elenden Verleumdungen und heuchlerischen Befürchtungen, daß die Arbeiter ihre vermehrte freie Zeit in Wirthshäusern und Branntweinläden todtschlagen werden. Heute muß auch der erbitterteste Feind der proletarischen Bewegung mit unfreiwilligem Respekt gestehen, daß die gewonnene Zeit benutzt wird, um dem intensiven Lern- und Bildungsdrang der Massen Genüge zu leisten, um ihren Anteil an den herrlichen Früchten der Kultur, die ihre Arbeit geschaffen, zu vermehren, um sich von den Niederungen des Lebens zu jenen Höhen zu erheben, wo aus den stumpf dahin vegetierenden Arbeitsthieren des Kapitalismus die freieren Menschen einer schöneren Zukunft stehen.

Und auch jene andere Befürchtung der um ihren Profit zitternden Unternehmer, der Achtstundentag bedeute ihre Konkurrenz-Unfähigkeit, hat sich nicht bewahrheitet. Denn es hat sich herausgestellt, daß eine längere Arbeitszeit eine ständige Ueberarbeitung bedeutet, die den Menschen weniger leistungsfähig macht, seine physischen und geistigen Kräfte lähmt, seine Willenskraft und Aufmerksamkeit abstumpft. Kürzere Arbeit ist intensivere und bessere Arbeit. Das Produkt wird nicht vermindert und gewinnt noch an Qualität. Aber diese Steigerung der Intensität bedeutet keineswegs übermäßige Anstrengung der Arbeiter. Vielmehr zeigt es sich, daß ganz unbewußt, automatisch, ohne dauernde Willensanstrengung, derselbe Arbeiter, der nur kurze Zeit arbeitet, leistungsfähiger ist, als zur Zeit, da er länger beschäftigt war. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht nur die segensreichste Maßregel der Sozialpolitik, weil sie vermehrte Kulturfähigkeit der großen Massen bedeutet; alle Erfahrungen beweisen vielmehr mit unzweifel-

hafter Gewißheit, daß sie auch eine der „billigsten“ Maßregeln ist, welche die Industrie eines Landes nicht nur nicht in ihrer Konkurrenzfähigkeit schwächt, sondern dadurch, daß sie die Arbeiter willensstärker, energischer und leistungsfähiger macht, aufs Mächtigste fördert.

Für uns Sozialdemokraten hat aber der Kampf um Verkürzung der Arbeitszeit auch eine hohe revolutionäre Bedeutung. Mehr Muße bedeutet für den Arbeiter mehr Freiheit, mehr Gelegenheit, sich mit seiner Lage vertraut zu machen, mehr Wissen und damit mehr Macht zu gewinnen. Sie gibt ihm Gelegenheit, seine freie Zeit in den Dienst seiner Klasse zu stellen, sich den zahlreichen Verwaltungsaufgaben seiner Organisationen zu unterziehen, sie immer mehr auszugestalten und zu immer wirksameren Werkzeugen seiner Befreiung zu machen. Es ist die Vorbereitung für die endgiltige Emanzipation aus den Fesseln des Kapitalismus, die Vorbereitung für jene Zeit, in der der gebrückte Arbeitsflave einer vergangenen Epoche die Macht und die Fähigkeit gewonnen hat, als Freier und mit Freien die Leitung und Verwaltung der Gesellschaft in die eigene Hand zu nehmen.

Lily Braun.

Mutterchaft und Emanzipation.

Wenn König Mai das Dornröschen, die Erde, nach langem Winterschlaf durch seinen feurigen Kuß zu neuem Leben erweckt, dann steigt ein Tag herauf, ein einziger nur, leuchtend und freudbeglühend, der in den Herzen der Ärmsten dieser Welt die Ahnung eines Lenzes erweckt, dessen Kraft auch die öde kalte Flur ihres Lebens mit Blütenreichtum überschütten wird. Erfüllt von dieser Hoffnung feiern die Proletarier ihr Frühlingsfest. Froh ziehen sie hinaus in die freie Natur, Mann, Weib und Kind. Und fern von dem armeligen Heim, das durch seine täglichen Sorgen selbst über die Liebe eine grauastende Decke breitet, wird dieser Tag für sie nicht nur zur Völker-, sondern auch zur Familienfeier.

Haben wir auch ein Recht dazu? Für den Frauen, die Kinder Hand in Hand mit den Männern, fröhlich wie sie, der Zukunft entgegengehen, die dieser Tag uns verkündigt?

Die Sozialdemokraten aller Länder haben die politische und rechtliche Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes auf ihr Banner geschrieben. Die Emanzipation der Arbeiter und die Emanzipation der Frauen sind ihrer

Stephan Großmann.

Wie man von uns reden wird.

Ein Gespräch der Zukunft.

An einem Sommerabend sitzen bei einem Windlicht ein Mann und ein Jüngling in der Laube eines Villengartens, der sich über den Abhang eines Berges dehnt. Sanfte Nachtühle weht herüber und will fast das Licht in der Laube verlöschen. Schüchtern hält der Aeltere die Hand vor die flackernde Flamme. Seine andere Hand ruht auf einem aufgeschlagenen Buche.

Der Jüngling: Was weiter! Bitte!

Der Aeltere: Nein, laß es gut sein für heute. (Die Beiden schweigen eine Weile.)

Der Jüngling (plötzlich hervorbrechend): Wie merkwürdig, daß wir eigentlich gar nicht wissen, wem wir all' das verdanken: Daß Jeder sein Haus besitzt, daß Jeder Abends in seinem Garten sitzen darf, rubevoll und mit gutem Gewissen, daß Jeder seine Arbeit thun darf, die, zu der er geboren ist und die ihn beglückt, . . . wie merkwürdig, daß wir nicht alle die Namen kennen und in unsere Herzen eingraben. Unbekannten verdanken wir dies Alles. Warum suchen wir nicht nach ihren Namen?

Der Aeltere: Wozu? Bist Du selbst nicht tausendmal durch die dichtesten Wälder und die gefährlichsten Bergsteige gewandert? Und war nicht überall schon ein Weg? Und hat nicht jeden dieser Wege einmahl ein Mensch, oft mit tausendfacher Lebensgefahr, gebahnt? Wie ungerecht, wie läppisch, sich da hundert oder tausend Namen merken zu wollen! Wobin Dein Fuß tritt, dort mühtest Du einen Dankspruch an einen Früheren richten! Glaubst Du, ein paar Duzend Männer haben diese Erde wohnbar gemacht?

Der Jüngling: Aber die Rübsten, die Ausbauerndsten. Warum wissen wir nicht einmal ihre Namen?

Der Aeltere: Narren! Wie willst Du sie aus den Millionen herausfinden? Und kann man dann sagen, daß, wer seine Brust einem Soldatengewehr oder einem Polizeisäbel in der Stunde des offenen Kampfes darbot, mehr gab, als der, der still und schweigend jede freie Stunde seines Lebens dem emsigen Dienste für die Zukunft widmete? Schau, ich fand einst unter unseren alten Papieren ein vollgeschriebenes Buch. „Protokoll der Ausschussitzungen“ stand auf der ersten Seite, mit der linkschen, schweren Handschrift meines Ahnen hingeschrieben. Ich blätterte es durch. Anfangs schienen es mir nur trodene, langweilige Notizen. Aber allmählig erstand das Bild dieses Mannes vor mir. Ich sah ihn vor mir. Er war, ich glaube, Tischler gewesen. Täglich arbeitete er von fünf Uhr Früh bis in die sinkende Nacht.

Der Jüngling: Bis in die sinkende Nacht?

Der Aeltere: Ja. In einem engen, dumpfen Raume, der durchschwirrt war von Staub und Holzabfällen. Wahrscheinlich litt seine Lunge dabei Schaden. Siehst Du: Dieser Mann legte sich nach vierzehnstündiger, eintöniger, geistabtödtender Arbeit nicht ermattet ins Bett, sondern er ging fast allabendlich noch einen weiten Weg, um seine Freunde zu treffen, um mit ihnen darüber zu berathen, was eben damals, Schritt für Schritt, geschehen müsse, damit — nun, damit wir heute, inneren Friedens voll, in diesem Garten sitzen. Und was dort in einem kleinen, qualm-erfüllten Zimmer von abgearbeiteten, leidenden Menschen beschlossen wurde, das trug er Nachts noch auf seiner Kammer mit linkschen Schriftzügen langsam in dieses Buch ein, das den Titel „Protokolle“ führt. Solche stille hingebungsvolle Arbeit mußte von Millionen verrichtet werden. Ihr danken wir es, daß wir jetzt hier sitzen. Wie willst Du Dich an ein paar Duzend Namen klammern?

Der Jüngling (in Gedanken verloren): Schrecklich! Was haben die Menschen damals aus dem Leben ge-

macht?! Vierzig Jahre lang in einer stauberfüllten Werkstatt zu stehen, Bretter gerade zu hobeln, oder vierzig Jahre über einen Schreibtisch gebeugt zu sitzen und sein ganzes Leben nur allein damit auszufüllen, daß man jeden Tag hundert Geschäftsbriefe schrieb! Waren denn die Menschen blind? Wußten sie denn nichts vom Wunder des Lebens? Wußten sie denn nichts davon, daß Jahrtausende und Jahrtausende vergehen, ehe der Einzelne ins Leben tritt, und daß wieder Jahrtausende und Jahrtausende verfließen, während er längst wieder in der Erde ruht? Das Leben als kurzes Wunder, als einzige, verschwindend kurze Unterbrechung, als Sein zwischen Neonen des Nichtseins? Wußten sie denn so gar nichts vom Werthe des Lebens?

Der Aeltere: Als sie das Leben erkannten, da ging auch schon die Sonne freier Lebensbestimmung leuchtend auf. Aber schau, vorher wurden sie zwei Jahrtausende genarrt. Es traten Narren und später Schurken auf, die den Menschen von damals einreden wollten, dieses Leben sei gar nichts, ein anderes späteres Leben stehe Jedem bevor und so ließen die armen Getäuschten ihr wirkliches leibhaftiges Leben als nebensächlich in Stich! Es kostete viel Mühe, viel Blut, viel — Menschenleben, ehe das leibhaftige Leben wieder in seine Rechte eingesetzt werden konnte!

Der Jüngling: Ich kann's gar nicht verstehen. Lieben sie denn diese Erde nicht? Entzündete sie nicht jeder klare, durchsonnte Morgen, jede helle Sternennacht? Entzündete sich ihre Seele nicht an den Eroberungen und Ueber-raschungen des bewußt werdenden Geistes? Hatten sie kein Gefühl für sich selbst, für dieses wunderbare Wesen „Mensch“?

Der Aeltere: Mein Lieber, Du ahnst eben nicht, wie der Mensch von damals beschaffen war. Ehe die menschliche Gesellschaft zur Gemein-schaft geworden

Ueberzeugung nach nur zwei Arme desselben gewaltigen Stroms des Sozialismus. Und das Eine bedarf ja auch kaum der Erörterung: die Ketten der Lohnsklaverei, die den männlichen Arbeiter an jedem Emporkommen hindern, ziehen mit ihrer Last die weiblichen Arbeiter noch tiefer in den Staub eines menschenunwürdigen Lebens. Sie reißen die Mutter vom Kinde, das Kind von der Mutter, und in dem Augenblick, wo sie fallen werden, wird das Weib sich seliger noch ihrer Befreiung freuen, als der Mann. Aber wenn die Sozialdemokratie von der Emanzipation der Frauen spricht, so denkt sie dabei nicht nur an diese Befreiung; sie fordert damit nicht nur Rechte für sie, sondern auch Pflichten von ihnen. Sie will für sie nicht jene Vergangenheit heraufbeschwören, in der das Leben der Frau sich zwischen den engen vier Wänden des Hauses abspielte; mit den politischen Rechten, die sie ihr zugesteht, verlangt sie vielmehr auch ihre Theilnahme an den politischen Kämpfen, und unter der Befreiung von ökonomischer Abhängigkeit versteht sie nicht nur die Aufhebung des Lohnsystems, sondern auch die Aufhebung des ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisses vom Mann. Niemandem, also auch nicht dem Weibe, verheißt sie ein Scharaffenland, in dem die gebratenen Tauben einem Leben ohne eigenes Zutun in den Mund fliegen; Arbeiter im Dienste der Gesellschaft sollen Alle werden, also auch die Frauen.

Bedeutet das aber nicht die Auflösung der Familie? Haben die Gegner der Sozialdemokratie angesichts dieser Bestrebungen nicht Recht, wenn sie von ihr behaupten, sie sei es, die in ihrem Zukunftsstaat die zartesten Bande, die zwischen Mutter und Kind, zerreißen wolle?

Wenn wir die Zukunft mit dem Maßstab der Gegenwart messen wollten, so hätten sie Recht: Wer, sei es Mann oder Frau, heute den Anforderungen, die an einen Berufsarbeiter gestellt werden, genügen, wer in dem wilden Kampf ums tägliche Brot nicht unterliegen will, der ist für das Familienleben fast ganz verloren. Die Frau, die gegenwärtig in welchem einem Berufe immer ihren Lebensunterhalt erwerben muß, ist schon eine sehr gute Mutter zu nennen, wenn sie außerhalb der Arbeitsstunden noch im Stande war, die nötigsten physischen Bedürfnisse ihrer Kinder zu befriedigen, sie ordentlich und reinlich zu kleiden und ausreichend zu ernähren. Ihre Erzieherin aber, die ihre guten Neigungen erweckt, ihre schlechten unterdrückt, die die Keime alles Großen und Edlen in ihre Herzen pflanzt, und ihre Freundin, die auch die Interessen der Heranwachsenden noch zu

theilen vermag, wird sie niemals sein können. Es fehlt ihr dazu an Zeit und Kraft. Wollten wir diesen Zustand, unter dem gegenwärtig hunderttausende armer Mütter und Kinder schmachten, und der zu den schrecklichsten Giftpflanzen gehört, die aus dem Boden des Kapitalismus sprossen, in Zukunft auf alle Mütter und Kinder ausdehnen, so wären wir die größten Verbrecher, die Mörder der Menschheit.

Was wir wollen, wofür wir kämpfen, ist aber etwas ganz Anderes. Das Lohnsystem zwingt die Besitzlosen, ihre Kräfte dem Unternehmer zu verkaufen. Vor ihrer äußersten Ausnutzung vermögen sie sich zunächst dadurch zu schützen, daß sie die Macht ihrer organisierten Masse der Macht des Kapitals gegenüber stellen, und ihm eine Reduzierung der Arbeitszeit abzutragen versuchen. Jede Stunde, die Mann und Weib weniger der Werkstatt oder der Fabrik zu opfern haben, ist ein Gewinn für ihre Kinder, für ihr Familienleben schon unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung. Die sozialistische aber, die keinen Unternehmergewinn aus dem Schweiß der Arbeiter auszupressen braucht, wird im Stande sein, diese Arbeitszeit auf das Nothwendigste zu reduzieren. Während die größeren Kinder in der Schule sind und die kleineren im Kindergarten sich fröhlich miteinander herumtummeln, gehen die Eltern ihrem Berufe nach. Die übrige Zeit des Tages aber können sie einander widmen. Alles, was wahrhaft schön und herzerfrischend war in der „guten alten Zeit“, wird dann wieder erwachen zu neuem schönerem Leben. All die goldenen Märchen und Sagen wird der Mutter Mund den Kleinen künden, all die herzigen Spiele wird sie mit ihnen spielen wie einst. Denn nicht müde und matt kehrt sie heim von der Arbeit, sondern frisch und selbstbewußt. Aber sie, das freie Glied einer freien Gesellschaft, wird ihren Kindern mehr sein als früher. Denn sie nimmt theil am Leben und Streben der Menschheit, sie steht als Bürgerin dem Bürger des Staates gleich. Während sie heute die Unterdrückte, die Geknechtete ist, und so tief sinken mußte, daß Knechtsinn, blinde Unterwürfigkeit unter Krummstab und Szepter, kriechende Demuth, fanatischer Autoritätsglaube für sie zur Tugend gestempelt wurde, wird sie ihn abstreifen wie sie die Ketten selbst abstreifte. Und nicht ein Geschlecht von Knechten, wie heute, wird sie erziehen, sondern eines stolzer und aufrechter Menschen.

Das mag, so hören wir Zweifler sagen, für die Mütter gelten können, deren Kinder groß genug sind, um

ihre körperliche Nähe nicht mehr zu jeder Zeit des Tages zu benötigen. Aber die Wöchnerinnen, die Nährenden, sollen auch sie die Pflicht der Arbeit auf sich nehmen? Sicherlich nicht! Das Weib, das dem Staate die Bürger gebiert, vollbringt dadurch eine viel werthvollere Leistung, als wenn sie die materiellen Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigen hilft. Das größte Schandmal der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, das sie in den Augen aller künftigen Menschen zu einer der barbarischsten stempeln wird, ist die Ehrfurchtslosigkeit vor der Mutterschaft. Sie graut sich nicht davor, das Kind im Mutterleibe schon zu tödten, wenn sie die Arbeitskraft der Mutter braucht, um sich zu bereichern, und sie macht sich kein Gewissen daraus, den Säugling von der Mutterbrust zu reißen, wenn die Maschine der Mutter Hand bedarf, oder wenn die Mutter eines reichen Kindes ihre heiligste Pflicht zu erfüllen sich weigert. Und so werden dem Moloch des Kapitalismus Hekatomben armer Kinder geopfert, und früh gealterte, von Sorgen gebeugte, alles weiblichen Reizes beraubte Frauen stehen in seinem Sklavendienste.

Den Madonnenkult — die Anbetung der Mutter eines Gottes — hat die katholische Kirche einst eingeführt, die Ehrfurcht vor den Müttern der Menschheit wird der Sozialismus seinen Bekennern lehren. Es wird eine seiner vornehmsten Pflichten sein, für die Mütter zu sorgen, solange die Kinder ihrer dauernden Gegenwart bedürfen. Und das wird nicht in der verletzenden Form der Wohlthat geschehen, nicht aus Gnade und Barmherzigkeit wie heute, denn viel mehr werth als Alles, was die Gesellschaft an Pflege, an Sorglosigkeit der Mutter zu bieten vermag, ist das lebendige Leben, das sie ihr bietet.

Darum feiert in Freuden das Frühlingsfest der Zukunft mit den Männern, Ihr Frauen! Denn Euch und Euren Kindern winkt sie, wie das fruchtbare Land der Verheißung den armen Verbannten in der Wüste. Und wenn der Tag vergangen ist, und die traurige Gegenwart wieder in ihre Rechte tritt, dann verwandle sich der Glanz, den Ihr seht, zur Kraft in Euch. Müdigkeit überfällt Euch — denkt Eurer Kinder, und Ihr werdet sie überwunden haben! Ihr seid voll Angst — denkt Eurer Kinder und zum Heldenmuth wird sie werden! Es ist Zeit für Euch, aus dem langen Schlummer zu erwachen. Denn nicht Träumen und Hoffen führt zum Ziel, sondern Handeln. Und es kommt nicht zu Euch, wie der Lenz über Nacht, erkämpft muß es werden,

war, war der Einzelne nur ein Gesellschaftskruppel. Das ist nicht nur bildlich geredet. Schau Dir einmal Bilder aus dem neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhundert an. (In dem Buche blättern): Hier siehst Du die Abbildung eines Menschen aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Siehst Du dies eingefallene, skeletartige Gesicht, siehst Du, wie freudlos und stumpf diese Augen blicken? So hatte der Kapitalismus das Angesicht des leidenden Menschen entstellt. Hier, betrachte diese Figur. Sie stellt einen Schneider dar. Sieh Dir diesen ausgemergelten Körper an, aber vor Allem diese gekrümmte, nicht wieder gerade zu biegende Wirbelsäule. Das hatte der Wahnsinn der Lohnarbeit aus dem herrlichen Körper eines Menschen gemacht. Hier, sieh dieses Bild an. Bemerkst Du die fahle, grünlich-gelbe Gesichtsfarbe dieses Menschen? Das kam daher, daß dieser Mann niemals die Sonne sah. Unter der Erde, im Finstern, beim trüben Lichte einer Laterne arbeitete dieser Unglückselige vierzig Jahre als Bergmann. Die nasse, lichtlose Luft im Schacht hat ihm die Nöthe aus dem Gesicht getrieben, deshalb dies fahle Todtengesicht eines Lebendigen. Fürchterlich entstellt hat die alte Gesellschaft den Menschen. Und die Rückgratverkrümmungen sind fast noch das Geringsste. . . .

Der Jüngling (einfach): Warum — als die Menschen die Verwüstungen durch den Kapitalismus erkannten — hat es so lange gedauert, ehe es anders wurde? So lange ertrugen sie als Wissende noch weiter die Schmach eines solchen erbärmlichen Lebens! (In Erregung): Waren sie zu feig oder zu miserabel?

Der Aeltere: Besinne Dich! Sei nicht zu hart im Urtheil. Ich sagte Dir, die Entstellungen der Wirbelsäule waren nicht das Aergste. Vor Allem hat dieses stuchwürdige System ihre Seelen verkrüppelt, ihre Seelen ausgefogen, zuweilen sogar ausgelöscht. Wisse, es gab armelige Menschen, deren Lebensmuth so gebrochen war, daß sie sagten:

„Das Elend wird immer sein! Schwelgende und Darbende hat es stets gegeben! Es muß so sein! . . .“ So tief waren Viele gesunken, daß sie meinten, es gäbe gar keine Erholung und Aufrichtung mehr.

Der Jüngling (heftig): Das waren Sklaven-seelen!

Der Aeltere (ruhig): Wenn der Kranke im Bett liegt, abgelehrt und nicht mehr Herr seiner Verunft, und wenn er den Arzt, der ihm Hilfe und Heilung bringt, im Wahnsinn des Fiebers wüthend von sich stößt, ist er deshalb eine Sklavenseele? . . . Bedenke, Jüngling, diese Aermsten lagen Jahrzehnte im Krankenbette ihres Proletariates. Vom ersten Schritt ins Leben angefangen bis zum Grabe suchte diese unsichtbare allgewaltige Gebieterin „Gesellschaft“ den Einzelnen kirre zu machen. In den Schulen wurden dem Kinde die Sklaventugenden der Demuth, des Gehorsams, der Ergebenheit eingeimpft. Das Leben peitschte sie ihm dann nochmals mit der Fuchtel des Hungers ein! Der Einzelne war ein winziger Zwerg gegenüber dieser unsichtbaren Herrscherin „Gesellschaft“. Und es dauerte lange, bis Alle wußten, daß der Einzelne im Kampfe nichts ist und daß nur die unübersehbare Millionenkette aller Einzelnen — über die ganze Erde gespannt — die Kraft zur Menschheitserneuerung besitze!

Der Jüngling: Aber der Tag kam, an dem die große Kette geschlossen war!

Der Aeltere: Gewiß. Er mußte kommen. Aber wie langsam steigt die Sonne am Firmament aufwärts. Wer da nur steht und hinaufstarrt, um zusehen, ob sich die Sonne beeilt, der kann leicht verzweifeln und glauben, die Sonne stehe still. Wer aber nicht fortwährend nur aufwärts starrt und starrt, sondern ruhig sich in seine Arbeit vertieft, der merkt gleich, wenn er von Zeit zu Zeit aufblickt, um wie viel inzwischen die Sonne aufgestiegen ist. Welt-Anschauung ohne Welt-Arbeit

macht kopfhängerisch. Wer nur immer schaut, wie rasch es vorwärts geht, der wird sich vielleicht gar in aufstrebende Kometen verlieben und die scheinbar pflegematisch sich erhebende Sonne verachten. Ach, die Kometen verlöschen ebenso rasch, als sie in die Höhe jagen. Es gab auch unter den Proletariern einsame Nachtwandler und Kometengläubige! Allmählig starben diese Verzweifelten aus. . . Ich glaube immer, denen wurde das schwerste Los zutheil, die ersehnten, daß die Sonne rascher aufgehe. Die schwerste Tugend des Revolutionärs, in die er sich am schwersten findet, ist die des — Ausharrens! Warten und dabei der Alte bleiben, nicht um einen Funken weniger feurig werden, und doch nicht sich selbst in Sehnsucht verbrennen, glaube mir, dies war ihre schwerste Tugend! Die Namen Derer möchte ich am liebsten von Allen wissen, Derer, die lehrten: Harren und doch nicht geduldig werden! Denn der Gang der Sonne vollzieht sich nach ewigen Gesetzen!

Der Jüngling (bewegt): Unfertwegen — diese schweren Kämpfe. Sollen wir nicht täglich dankbar ins Bergangene schauen?

Der Aeltere: Nein! Das sollen wir nicht. Sind wir denn schon Vollendete? Bauen wir nicht — als Freie freilich — den in die Lüfte ragenden Bau der Menschheit weiter? Sind nicht auch wir nur Kämpfer? Haben wir nicht unsere Ziele in uns, unsere Sehnsucht, unseren heißen Vollkommenheitsdrang? Unsere Stunden der Niedergeschlagenheit und des Siegesjubels? Nein, auch wir werden Späteren als sehr Unvollkommene erscheinen. . . . Aber indes thürmt sich und steigt der Menschheitsbau. Immer höher ragt er in die Lüfte, immer näher kommen wir in die Nachbarschaft Gottes! Auch wir sind Uebergänge. Aber unsere Thürme schießen in die Ewigkeit empor. . .

Schritt vor Schritt. Jeder Fuß breit Erde aber, den Ihr erobert, wird Eure Kräfte vervielfältigen, Eure Ketten lockern. Und solltet Ihr auch fallen vor dem Siege — was kümmert das eine Mutter?! Wenn sie nur Bahn gebrochen hat ihren Kindern!

Etbin Krissan.

Der Maigedanke.

Die Nacht mußte vergangen sein; durch die dichten Zweige der alten Bäume drang zwar kein Sonnenstrahl, aber im Walde verbreitete sich eine eigenthümliche graue Helle und das Gezwickel und Gesinge der Vögel konnte nur ein Morgenlied sein. Stephan wußte nicht recht, ob er es bedauern oder preisen sollte. Er hatte eigentlich das Bedürfnis, noch zu schlafen, noch sehr viel zu schlafen; aber der Schlummer erquickte ihn nicht. Seine Glieder waren steif und in seinem Kopfe war es dumpf; wäre er nicht schon ungezählte Male am Morgen mit derselben Empfindung aufgewacht, so müßte er erschrecken über seinen eigenen Zustand. Doch er vermochte über nichts mehr zu erschrecken. Es kam ihm vor, als ginge es schon lange, lange Jahrhunderte so zu: Allabendlich sucht er ein Versteck, bald in einem offenen Wagenschuppen, bald auf einem Heuboden, noch häufiger aber draußen im Walde, denn die Bauern sind vorsichtig, sie schließen Haus und Stall ordentlich und überzeugen sich vor dem Schlafengehen, ob sich kein Dieb oder Brandleger eingeschlichen habe. Manchmal hat man noch Glück und findet eine verfallene Hütte, welche als Futterplatz für das Wild gebient haben mag, oder man entdeckt mindestens eine gedeckte Schlucht, eine Höhle oder dergleichen und ist vor Regen und Schnee einigermaßen geschützt. Aber so glücklich ist man nicht immer. Indes ist das schon gleichgültig. Die Nächte vergehen immerhin und die Tage auch. Es heißt nur, sich in Acht nehmen vor den Gendarmen, die sich bei einem armen Teufel immer gleich über seinen ganzen Stammbaum erkundigen wollen. Und wenn man nicht nachweisen kann, daß man irgendwo ein unverschuldetes Stammschloß sein Eigen nenne oder in einer gut beleumundeten Sparkasse ein Häuflein buntes Papier liegen habe und, wie man sagt, von den Zinsen lebe, so bekommt man alle Wohlthaten des hohen Staates zu verspüren, welche der Teufel holen möge.

Das geht nun schon hundert und aber hundert Jahre so. Er hat die bestimmte Empfindung dessen, obwohl sein Kopf ganz gesund ist und er weiß, daß er erst 25 Jahre zählt und erst seit einigen Jahren dieses Bagabundenleben führt. Aber die Vorstellung der Schmach und des Elends, welche vordem gewesen, ist so lebendig und mächtig in ihm, daß daraus das Gefühl entsteht, er sei die Personifikation jahrhundertelanger Duldens und Kämpfens.

Ah, dieses Kämpfen ist unehelich, aber das Andere ist keine kleinere Dumperei. Wenn sie ihn hinausgestoßen haben, verfehmt und verbannt aus ihrer Gesellschaft, auf die Landstraße gejagt und ihm jedesmal, wenn er zurückkehren wollte, die Thüre vor der Nase zugeschlagen haben, dann haben sie ihm ein Recht verliehen, sie als seine Feinde zu betrachten und darnach zu handeln. Hier sind hunderte, tausende, er aber ist allein und soll doch leben, soll essen und sich kleiden und auf den Bäumen wächst kein Brot und kein Kleidungsstück, und wenn es wachsen würde, dann hätten sie schon gesagt: Das ist unser Eigenthum und Du hast keinen Antheil daran.

Hahaha . . . !

Wenn er nur ordentlich lachen könnte! Aber er weiß, daß es vielmehr einem Grunzen ähnlich klingt. Er würde so gern lachen darüber, was die Menschen Schande und Unrecht nennen. Einmal hatte er sich ja geschämt bis in die Seele und er hätte eine Weltkatastrophe gewünscht, damit es ihm erspart worden wäre, vor den Augen der Menschen durch die Straßen zu schreiten, den gesenkten Blick auf die gefesselten Hände gerichtet und von einem Manne mit blanker Waffe begleitet, als wäre er ein unter die Menschen eingedrungenes Raubthier gewesen und nicht ebenfalls ein Mensch, nur eben ein unglücklicher Mensch, der Hunger, wahnsinnigen Hunger gehabt hatte und nicht einfach verrecken wollte. Ja, damals hatte er gestohlen, ohne einen andern Gedanken, als daß

er essen müsse, wenn er nicht rettungslos zugrunde gehen wolle. Er hatte gestohlen, weil er sich damals noch schämen konnte; nie hätte er es übers Herz gebracht, den Hut abzunehmen und den Stolz in sich so zu erlöten, daß er gebettelt hätte um ein Stück Brot. Zehn lange Wochen war er ohne Arbeit herumgegangen, auf steter Suche nach derselben, und hatte alles Elend durchgekostet, welches die bitterste Armut über den Menschen zu bringen vermag; er hatte gehungert und gedurstet und die Nächte in frostiger Luft unter freiem Himmel zugebracht; durch goldene Felder, unter fruchtbladenen Bäumen und an wohlgefüllten Speichern war er vorbeigeschritten, aber sein Hunger und sein Durst blieb ungestillt. In den Stätten aller Künste und alles Wissens führte ihn der unsichere Weg vorbei; aber der großen Sehnsucht seiner Seele öffnete sich keine Thür. Alle geistige und körperliche Entbehrung lernte er kennen, bis ins Aeußerste; aber den menschlichen Stolz bewahrte er sich im Herzen, bis zum letzten Augenblick. Da, als sie ihm das gestohlene Stück Speck aus dem Munde rissen, als ihm der Gendarm befahl, die Arme zu kreuzen, und da er es nicht that, andere Menschen dazuprangen und sein Widerstreben mit Gewalt und rohen Beschimpfungen brachen, da wünschte er zuerst, daß die Welt in sich selbst versinken würde und da es nicht geschah, brach sein Stolz zusammen und zum ersten Mal stieg die Verachtung gegen alle Welt und gegen sich selbst in seinem Herzen auf.

Man hatte ihn verurtheilt. Aber endlich war auch seine Strafe zu Ende und er durste wieder unter die Menschen zurückkehren. Das Gesetz erlaubte es — aber die Menschen und ihre Sitten erlaubten es nicht. Noch einmal versuchte sein Stolz, sich zu erheben und ihn an sich aufzurichten. Wenn er nach Arbeit suchte und man ihn fragte, woher er komme, da antwortete er mit erhobener Stimme: „Aus dem Gefängnis; doch suche ich ehrliche Arbeit.“ Da schloßen sich die Thüren vor ihm, eine nach der anderen und die Menschen wandten sich von ihm ab und als er in ihren Gesichtern las, da brach seine innere Stütze zum zweiten Mal zusammen.

Einige Jahre sind nun seither vergangen — die Jahrhunderte sind nur Illusionen — und er hat nur mehr einen Wunsch: Fortkommen möchte er von den Menschen, die er haßt und verachtet aus der ganzen Tiefe seines Herzens. Haß und Verachtung — das sind die einzigen Empfindungen, welche ihm geblieben sind, sonst ist in ihm Alles abgestumpft. Und selbst der Haß beginnt zu verblasen; nichts scheint mehr übrig bleiben zu wollen, als das Gefühl des Hungers, welches manchmal gebieterisch Stille fordert. . . .

Die Sonne muß schon höher gestiegen sein. Die Gedanken, welche träge, fragmentarisch, ohne sein Blut in Wallung zu bringen, durch sein Gehirn gestochen waren, müssen seinen Geist mehrere Stunden lang beschäftigt haben. Nun beginnt durch die Zweige eine sanfte Wärme zu dringen und leise erwacht in Stephan der Wunsch nach größerer Erwärmung. Aber der Wald wird vom Abhang beschattet; es wird lange dauern, ehe die Kraft der Sonne bis hierher reicht.

Immer heftiger empfand Stephan das Bedürfnis, seine Glieder zu reden und zu dehnen. Ueber seinen Rücken lief es kühl. Endlich ermaunte er sich soweit, daß er sich vom Boden losreißen und erheben konnte. Als er stand, lief es noch einmal von den Beinen aufwärts durch den ganzen Körper. Er mußte die Arme hinter dem Kopfe zusammenlegen und die Füße und die Arme strecken sich und die Brust wölbte sich. Etwas wie Kraft durchlief seine Nerven. Dann stieg er langsam empor, um zur Höhe zu gelangen, wo die Sonne hinscheinen mußte. Das Gefühl der Stärke hatte sich wieder verflüchtigt. Die Abspannung bemächtigte sich aller Muskeln und Gleichgültigkeit erfaßte seinen Geist. Immer mühsamer schleppte er sich empor.

Aber oben trat plötzlich eine Veränderung ein. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und sandte ihre Strahlen vollwärmend auf die Waldlichte. Unwillkürlich mußte Stephan emporblicken und dann um sich sehen. Wohlthätig durchströmte die Wärme seinen Körper und seine Augen konnten sich nicht satt sehen an dem Blau des Himmels, welches gegen den Horizont hin in ein zartes Grau überging, an den verschiedenen Nuancen des jungen Laubes, der Sträucher, Gräser und Moose, an den Lichtreflexen, welche überall gaukelten. Es war

ihm, als sei fast im Nu eine Veränderung der ganzen Welt vor sich gegangen.

Wie lange schon hatte er das Bild nicht geschaut!

Der Winter war streng gewesen und hatte ausnehmend lange nicht weichen wollen. Kalt und düster war ein Tag um den anderen dahingegangen und die Schwere der Atmosphäre war mit aller Wucht auch auf Stephan's Seele gelegen. Nun fällt plötzlich ein Sonnenstrahl hinein. Und ihm ist es, als rege sich in seinem Herzen etwas, das lange Jahre — ja scheinbar Jahrhunderte lang — darin geschlummert habe. Man hat es erlöten wollen und es hat geschienen, als sei es den wilden Schlägen einer harten, egoistischen Gesellschaft gelungen. Hunger und Schmach und alles Elend hatte man darauf gehäuft und es schien, als sei jenes Etwas unter der unerträglichen Last erstickt. Und nun kommt ein einziger Sonnenstrahl, und wie die Quellen und die Blätter und die Gräser, so ruft er in dem zermarterten Herzen das Leben wach und den Lebenswillen. Wie eine große Lüge erscheint die Resignation mit all den trüben und wilden Gedanken; der Haß, die Verachtung, die Apathie zergehen, wie der Schnee trotz allen winterlichen Widerstrebens vergangen ist. Alles in ihm und Alles um ihn vereinigt sich zu einer einzigen gewaltigen Symphonie, welche den ganzen Wald und die Luft und sein Herz durchklingt: Leben in Sonnenschein und freier Luft.

Nur leise, ganz leise, klingt daneben eine Frage, etwas hange, aber nicht angstvoll. Wie kommt man dazu? Wie erobert man das Leben?

Da fällt sein Blick zufällig in das Thal. Auf der Straße zwischen den jungen Feldern zieht eine Menschenmenge dahin mit Fahnen und Blumen, Männer, Frauen und Kinder, wie eine Schaar von Brüdern und Schwestern und ein Lied erschallt und steigt empor, bis der volle Akkord klar sein Ohr erreicht. . . . Eine dunkle Erinnerung, wie ein vor Jahrhunderten geschautes oder in kommenden Zeiten geahntes Bild steigt vor Stephan's geistigem Auge auf. Er denkt ganz klar. Es ist der erste Mai. Die Arbeiter feiern ihr Weltenfest, das Fest der Arbeit und der Solidarität — das Fest des Menschenthums.

Und er begreift es im Nu — das ist die Antwort auf die Frage.

Dort ist der Weg, dort ist das Mittel. Dort wird das Elend von Dir genommen und die Erniedrigung und die Schmach, dort wirst Du — wieder Mensch!

Von einem unbeschreiblichen Freudentaumel erfaßt, den Abglanz unansprechlichen Glückes in den Augen, wie von grenzenloser Sehnsucht getragen, eilte Stephan den Abhang hinab, um unter die Menschen zu gelangen, die vom Maigedanken erfüllt sind, die sich vereinigt haben, um das Elend und die Schmach von der Welt zu nehmen.

Hugo Schulz.

Wiener Maifahrt einft und jetzt.

Die behördlichen Kundmachungen bezüglich der Maifeier halten fest an den Traditionen der Vergangenheit. Sie bemühen sich, die Meinung zu erwecken, daß der 1. Mai nicht der Feiertag der Arbeiter, sondern der Tag der „Praterfahrt“ sei und enthalten demgemäß fast ausschließlich Vorschriften über den Verkehr des Luxusfuhrwerkes. Doch wer glaubt daran, daß die „Praterfahrt“ vom 1. Mai auch heute noch dem Tage ihr Gepräge verleiht, wer ist noch naiv genug, sich einreden zu lassen, daß auf die gepuderten Damen und klafften „Herren“, die an den demonstrierenden Arbeitermassen vorbeiröhlen, sich noch immer bewundernde Aufmerksamkeit richtet? Held des Tages ist am 1. Mai nur mehr das arbeitende Volk; die „große Welt“ räumt da den Platz den Männern der schwieligen Faust, und nur Wenige von den oberen Zehntausend sind nervenstark genug, den Ruf der Massen um ihr Recht, der ihnen so unangenehm in die Ohren gellt, aus der Nähe anhören zu können.

Die Zeiten, da der Prater am 1. Mai der Welt der Bierergüsse gehörte, sind endgiltig vorüber; an Stelle der eiteln Praterfahrt der Bornehmen ist der stolze Pratergang des kämpfenden Proletariates getreten. Die Tausende von Männern und Frauen aus dem Volke geben nicht mehr die Folie ab für die prächtigen Karossen, die ehemals am 1. Mai die Hauptallee belebten. Die heute

noch durch die Massen der festtägig gekleideten Arbeiter zu kutschieren vermögen, kommen nicht mehr, um von der Menge begafft zu werden, sondern um selbst zu gaffen und insgeheim sich zu wundern über die Summe von Kraft, die diesen mündig gewordenen Menschen innewohnt.

Wehmüthig mag mancher konservative Bürgerkreis heute daran denken, wie sich doch auch das so gewaltig verändert hat seit den Tagen des Vormärz. Da war der 1. Mai der Tag des hohen Adels, sammt seinem Anhang von Hofräthen, servilen Literaten, Künstlern und Schmarokern. Kutsche um Kutsche jagte durch die „Jägerzeile“ in scharfem, stolzem Trab, nur dem Dünkel gehorchend und uneingeengt durch behördliche Vorschriften, die damals nur für die „Bürgerlichen“ galten. Jeder Wagen kündete den Rang, die Eigenart und die Laune seines Besitzers durch Form und Bauart an, jeder gleichsam ein Symbol der aristokratischen Noblesse. Die „Bierzüge“ waren in der Majorität, ab und zu erregte das Sechsgespänn einer regierenden oder auch säkularisirten Durchlaucht besonderes Aufsehen. Vor den Pferden rannten in Reihen zu vier bis sechs Mann die leichtfüßigen „herrschaftlichen“ Käufer, in goldbetreter, schmucker Livree, mit wallenden Federbüscheln auf dem hohen Hüte und einem Stab in der Rechten. Nach allen Seiten stießen sie in die Menge, wo sie nicht rasch genug vom Plaze wich, und wehe Dem, der nicht zur Seite wollte. Der klingende Name ihrer Herrschaft berechtigte diese Lakaien, recht herb mit dem „Pöbel“ umzugehen. So sauste die bunte Wagenreihe durch den „Nobelprater“ und wieder zurück, begleitet von den naiv bewundernden Blicken der sonntägig gepuderten Phäaken „von der blauen Donau“, die in kindlicher Lust sich an dem hochmüthigen Treiben ihrer Zwingersherren ergötzen.

Das war Nachmittags. Am frühen Morgen des 1. Mai gaben die herrschaftlichen Käufer dem Volke selbstständig ein Schauspiel, das ebenfalls großen Zulauf hatte und das sittlich auf derselben Höhe stand, wie die spanischen Stierkämpfe. Um 6 Uhr Früh veranstalteten nämlich diese schnellfüßigen Lakaien einen Wettlauf durch die Hauptallee. Vom Praterstern ging es in raschem Laufe bis zum Lusthaus und dann wieder zurück bis zum Praterstern. Diese riesige Strecke legten die Geheulenen in nicht ganz dreiviertel Stunden zurück, kamen aber allerdings in einer körperlichen Verfassung an das Ziel, die jeder Beschreibung spottet. Nicht selten geschah es, daß so ein armer Teufel mitten auf der Strecke von einem Blutsturz befallen wurde, mancher brach auch zusammen, um sich nimmermehr zu erheben. Dieses schreckliche Schauspiel bereitete aber dem vormärzlichen Pöbel großes Vergnügen, und zwar sowohl dem adeligen als auch dem plebejischen. Die eigentliche Verantwortung für diese barbarische Volksbelustigung trugen die Herrschaften und hochadeligen Gönner der Käufer. Schon dadurch, daß sie sich überhaupt Käufer hielten. Was thut ein armer Teufel nicht, um eine Existenz zu finden? Die armen Kerle starben fast alle in jungen Jahren unter der fortgesetzten Mißhandlung der Lunge und des Herzens. Es war ihr Beruf, für fargen Lakaienlohn sich selbst zu beschädigen, ihr Leben zu vernichten im Dienste der Eitelkeit einer wahnsinnig übermüthigen Adelsgesellschaft. Dazu kamen aber noch diese wahnwitzigen Wettrennen, die zwar die Käufer selbst veranstalteten, aber nicht ohne von ihren Herrschaften die Inspiration zu solchem Unternehmen zu empfangen. Die vornehme Gesellschaft war bei diesen Wettrennen auch immer noch vollzähliger auf dem Plaze als der schaulustige Bürgerpöbel. Es wurden Wetten abgeschlossen, und die Folge davon waren alle möglichen Quertreikereien, die auch heutzutage die Pferderennen zu einem ebenso anrühlichen wie noblen Sport machen. „Pacemaker“ ritten den Käufern voraus, andere Stallknechte und Bedienten wurden dazu kommandirt, den gegnerischen Käufern über den Weg zu galoppieren und sie durch alle möglichen Manöver am Fortkommen zu hindern. Dabei johlte und schrie die Menge, Hüte und Tücher wurden geschwenkt, aneifernde Rufe wurden laut, und die Käufer liefen und liefen, bis sie nicht mehr athmen konnten und bis das wild pochende Herz den Brustkasten zersprengen zu wollen schien.

Die Maidwettläufe im Prater datiren aus dem Jahre 1822 und wurden alljährlich wiederholt, bis der Geist der Revolution im Jahre 1848 diesem schrecklichen Schauspiel ein Ende machte. Vor dem Jahre 1822 waren diese Maidwettläufe auch schon üblich, aber sie fanden da nicht im Prater statt, sondern auf der Strecke zwischen der Mariahilferlinie und Mariabrunn. Daß übrigens dieses menschenunwürdige Schauspiel bereits im 18. Jahrhundert

seine Tabler fand, beweist ein im Jahre 1795 abgefaßter Bericht des Polizeidirektors Ley über ein solches Wettlaufen. Zu diesem Wettlaufen mußte auch Militär ausrücken, um Spalier zu bilden. Man war damals eben noch ungenirt als heute, und man ließ daher den Soldaten nicht nur als Schützer des Eigenthums die Waffe führen, sondern man kommandirte ihn auch noch ohne Umstände zu Lakaiendiensten für adelige Herrschaften, die bei ihren Vergnügungen militärische Staffage brauchten. Polizeidirektor Ley erzählt nun in seinem Berichte: „In weniger als dreiviertel Stunden kamen die Ersten der Preisbewerber zum Ziele zurück, wovon aber Einer, und zwar der Käufer der verwittibten Frau Gräfin von Palffy, wie todt zur Erde fiel, dem auch sogleich nicht nur der medizinische, sondern auch der geistliche Beistand geleistet werden mußte. Dem Vernehmen nach sind auch Einige äußerst elend auf der Straße zwischen Mariabrunn und der Linie liegen geblieben.“ Der Bericht schildert dann die Vorgänge während des Wettrennens und sagt: „Das Militär brauchte beim Andrängen des Volkes mehr als billige Gewalt, was allgemeines Gemurre verursachte.“ Die Bürger sprachen später „ungescheut“ darüber, „wie man doch eine mit so vieler Gefährlichkeit für Menschen verbundene Sache von Seite der Polizei zulassen und überdies durch Beygebung so vielen Militärs derselben eine Art von Feyerlichkeit geben könne.“ „Wenn man den Fall unbefangenen betrachtet,“ heißt es dann weiter, „so läßt es sich nicht verkennen, daß dieses Wettlaufen, welches eine bloße Unterhaltung einiger Herrschaften und den eitlem Ehrgeiz ihrer Käufer zum Ziele hat, in keinem Gleichgewichte steht zum Interesse der Sicherheit und des Lebens.“ Polizeidirektor Ley schlug zum Schlusse dieses Berichtes vor, diesen Unfug abzustellen, aber seine Gründe scheinen „oben“ nicht die richtige Würdigung gefunden zu haben. Die Wettläufe blieben, und wurden sogar seit 1822 eine gewissermaßen offizielle Einrichtung. So war es im Vormärz.

In den Sechzigerjahren hatte die „Praterfahrt“ am 1. Mai wieder ein ganz anderes Aussehen. Das war die Zeit des „bürgerlichen Aufschwungs“, der Gründungsperiode des Liberalismus. Viele von denen, die in ihrer Jugend von der Gehalle aus das aristokratische Treiben angesehen hatten, lagen nun selbst breit und behaglich in angelernter Bornehmheit im Kissen ihres Luxusgefährtes. Ihr Blick war ebenso hochmüthig, wie der ihrer adeligen Rivalen; durch Monokle oder Vergnon hindurch schweifte er verächtlich über die bunten Massen, die, noch immer von naiver Neugierde besessen, sich auf den Geywegen drängten. Die Praterfahrt in den Prater war kein Monopol mehr für den hohen Adel; die Verwaltungsräthe, die Millionäre, die Bankiers hatten sich dieser Gesellschaft eingefügt, und ihre flotten Zweispänner trabten ebenso stolz durch die Hauptallee, wie die Biererzüge der „Oelsten der Nation“. Die Praterfahrt trug nun das Gepräge der ökonomischen Herrschaft der Bourgeoisie, es waren schwere, aus Arbeiterschweiß erpresste Millionen, die an den Zuschauern in der Gehalle vorüberrollten.

Allmählig verminderte sich dieses Publikum, die gemüthliche Naivetät des Phäakenvolkes verwandelte sich in proletarisches Klassenbewußtsein, und mehr und mehr begann man die prächtigen Auffahrten als eine feindliche Demonstration des Reichthums zu empfinden.

Da kam der schreckliche 1. Mai 1890. Wie eine Sturmfluth brachen die fürchterlichen „Bandalenorden“ in die Domäne der herrschenden Klassen ein, und aus war es mit einem Schlage mit der Praterfahrt des Progenthums. Heute ist sie nur mehr ein Schatten von dem, was sie gewesen. Sie findet auch ihr Publikum nicht mehr, und denen, die am 1. Mai den Prater bevölkern, zeigt man nicht gerne den Glanz des Reichthums.

Am 1. Mai feiern jetzt die Unterdrückten ihr Fest. Für diesen einen Tag trägt das gesellschaftliche Leben Wiens den Stempel des Proletariats, und dieser eine Tag läßt dem arbeitenden Volke eine Ahnung seiner zukünftigen Macht aufdämmern.



Der Festschrift liegt ein doppelseitiges
Kunstblatt bei:

Der bewaffnete Friede zieht durch
das Land.

Volk und Freiheit.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche,
Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

Börne.

* * *

Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, raubt aber selbst den gesetzmäßigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlaßt vielleicht manche Vergehung, gibt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

W. v. Humboldt.

* * *

Nichts ist wahrer als die Behauptung, daß alle menschlichen Tugenden im Bunde mit der Freiheit stehen, in dem fruchtbaren Boden der Freiheit fassen sie feste Wurzel und erreichen volle Kraft und Reife; die Laster hingegen keimen auf dem Düngerhaufen der Sklaverei und schießen mit widerlicher Ueppigkeit in die Höhe.

For

* * *

Das Genie kann nur in einer Atmosphäre der Freiheit frei athmen.

Mil.

* * *

Nur ein entnerdtes Geschlecht läßt die Schmach des Despotismus über sich ergehen.

Lindner.

* * *

Die Fanatiker verfehlen nie zur Rechtfertigung der Verfolgung auf die Laster hinzuweisen, die die Verfolgung erzeugt hat.

Macaulay.

* * *

Wer kann des Rosses Wuth im Laufe hemmen,
Wenn frei es ward von seiner Fügel Zwange?
Wer die Gewalt des stolzen Stromes dämmen,
Der aus den Ufern tritt mit wildem Drange?
Kannst Du dem Bergsturz Dich entgegenstemmen,
Der niederkracht vom jähren Felsenhange?
Doch eher fänd' er Anhalt und Erschwerung,
Als eines Volkes wuthentbrannte Gährung.

Calderon.

* * *

Nicht die Freiheit, sondern, was scharf zu unterscheiden ist, die individuelle Willkür, hat ihre Grenze, eine Grenze, die gerade durch das positive und substantielle Wesen der menschlichen Freiheit an ihr gesetzt wird.

Tassalle.

* * *

Freiheit ist bei der Macht allein.

Schiller.

* * *

Die Menschen können nicht frei werden, ohne zur Freiheit erzogen zu sein. Und diese Erziehung findet man nicht in Schulen und erlangt man nicht aus Büchern, sondern sie besteht aus Selbstbeherrschung, Selbstgefühl und Selbstregierung.

Buchle.

* * *

Eine unterdrückte Klasse ist die Lebensbedingung jeder auf den Klassengegensatz begründeten Gesellschaft. Die Befreiung der unterdrückten Klasse schließt also nothwendigerweise die Schaffung einer neuen Gesellschaft ein. Soll die unterdrückte Klasse sich befreien können, so muß eine Stufe erreicht sein, auf der die bereits erworbenen Produktivkräfte und die geltenden Einrichtungen nicht mehr neben einander bestehen können. Von allen Produktionsinstrumenten ist die größte Produktivkraft die revolutionäre Klasse selbst. Die Organisation der revolutionären Elemente als Klasse setzt die fertige Existenz aller Produktivkräfte voraus, die sich überhaupt im Schoß der alten Gesellschaft entfalten konnten.

Karl Marx

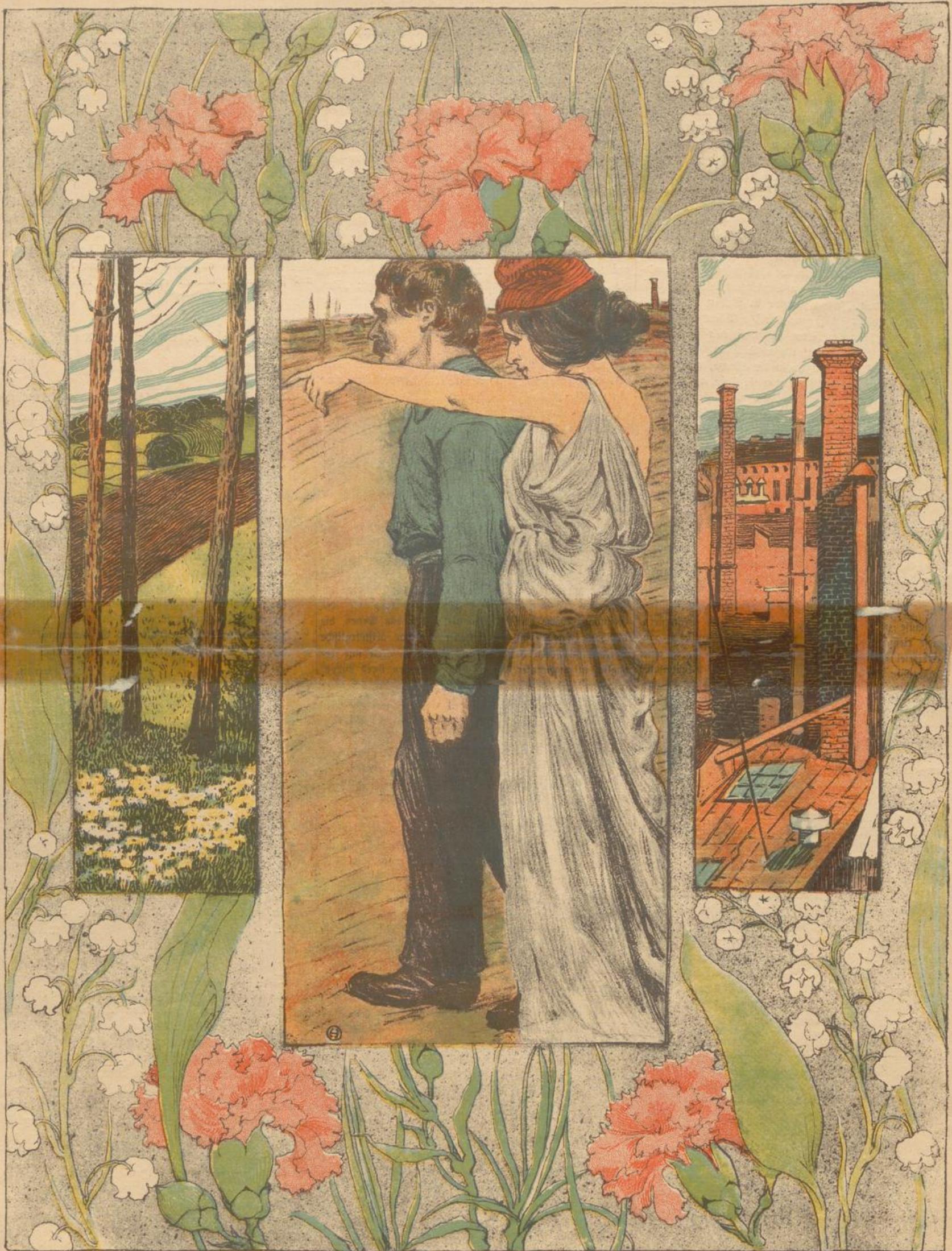
„Elend der Philosophie“.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Wilhelm Ellenbogen.

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, VI. Gumpendorferstraße 18.

Druck von Johann N. Bernay in Wien, IX.
Marianngasse 17.

≡ Maïmorgen. ≡



Originalzeichnung von Hermine Heller-Osterfeker.

Laß die Räder weiter stampfen
In den Hallen der Fabrik . . .
Sieß' die warme Erde dampfen,
Öffne Deinen müden Blick!

Aus dem engen dumpfen Pferche
In den Frühlingssonnenschein! —
Und Dein Herz wird, wie die Lerche,
Dankesüberquellend sein.

Soll sich auf zum Himmel schwingen!
Hörst Du nicht den Sehnsuchtschrei?
Komm' doch! Deine Ketten springen,
Heut' ist ja der erste Mai! M. E.